

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 18 (1935)
Heft: 11

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik» «Der Monismus», 1912—1916 «Das monistische Jahrhundert», 1916—1919 die «Mitteilungen des Deutschen Monistenbundes», 1920—1931 die «Monistischen Monatshefte», und bis zur Auflösung des Bundes im Jahre 1933, «Die Stimme der Vernunft». Die Tätigkeit des D. M. B. hat in diesen Zeitschriften einen bleibenden Niederschlag gefunden. Die Hefte sind eine wahre Schatzkammer, denn die Fülle der Ideen und Probleme ist eine unermessliche. Was Heinrich Schmidt in diesen 27 Jahren im Kampf um die Vorherrschaft der Vernunft geleistet hat, zeugt von einem unversiegbaren Idealismus.

Für Prof. Dr. Heinrich Schmidt war die Wissenschaft nie Selbstzweck. Sein grösster Wunsch war, wie derjenige seines Lehrers Ernst Häckel, die Wissenschaft Gemeingut der Menschheit werden zu lassen, vor allem auch um die Welt- und Lebensanschauung mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen in Einklang zu bringen. Längst vor dem nationalsozialistischen Staate war es die Devise von Heinrich Schmidt: «Gemeinnutz vor Eigennutz». Dieser «Gemeinnutz» liess ihn immer mutig eintreten für alle kulturellen Forderungen. Noch an der Jubiläumstagung des D. M. B. im Jahre 1931 rief er seinen Bundesfreunden die Worte Goldscheids auf dem Magdeburgerkongress in Erinnerung: «Was nützt wissenschaftliche Erkenntnis, die sich nicht zur ethischen Gesinnung verdichtet? Und wie soll Einheitlichkeit der Persönlichkeit zustandekommen, wenn unsere Seele den klaffenden Dualismus von wissenschaftlicher Erkenntnis und ethischer Gesinnung tatlos in sich duldet, statt es als ihre heiligste Mission zu empfinden, bei jedem ungelösten Widerspruch zwischen Wissen und Gewissen jenes diesem oder dieses jenem anzupassen.»

Um die wissenschaftlichen Erkenntnisse mit der ethischen Gesinnung in Einklang zu bringen, galt es aber, unhaltbare Dogmen und Vorurteile jeder Art zu bekämpfen. Aus der Tatsache heraus, dass der Einzelne in diesem Kampfe nicht das vermag, was das Kollektiv, wurde Heinrich Schmidt zum Mitbegründer des Deutschen Monistenbundes, der am 11. Januar 1906 im zoologischen Institut zu Jena unter dem Vorsitz Ernst Häckels gegründet wurde. Die damalige Lage schildert Heinrich Schmidt treffend in der zweiten Nummer der «Monistischen Flugschriften»: «Ein unheimlicher Druck lastete seit Jahren auf der Gesamtheit der deutschen Nation, ein Druck, der von denen nicht empfunden wurde, die ihn verursachten, und nicht von denen, die dumpf und stumpf dahinlebten in der «von Gott gewollten Ordnung». Es war der Druck des Klerikalismus, der religiösen Orthodoxie und kirchlichen Herrschaft, der schwer auf der Kultur lastete und diese in ihrer Entwicklung zur Mündigkeit auf Schritt und Tritt be-

schwerte, hemmte, hinderte, ein Druck, der beständig im geheimen wirkte und immer von neuem wieder auch öffentlich in Erscheinung trat.» Um diesem Druck entgegenzuwirken wurde der Monistenbund gegründet. Um klarzulegen, was der Monistenbund anstrebte, sei kurz ein Stück der Richtlinien zitiert: «Der Deutsche Monistenbund ist ein weit ausgreifender Kulturbund auf wissenschaftlicher Grundlage. Er will die Kultur des Einzelnen, des Volkes und damit der ganzen Menschheit fördern, indem er wissenschaftlich unhaltbare und veraltete Dogmen und Vorurteile jeder Art bekämpft, wissenschaftliches und vorurteilsloses Denken in allen menschlichen Angelegenheiten begünstigt und dadurch einer zeitgemässen Welt- und Lebensanschauung vorarbeitet.»

In diesem Sinne hat der D. M. B. während 27 Jahren gekämpft, und vor allem Heinrich Schmidt war es, der mit unermüdlichem Eifer, mit regem Geiste eine nie erlahmende Triebfeder des Bundes bildete. Gewiss, es blieben ihm keine Widerwärtigkeiten erspart. Aber trotz den vielen und schmerzenden Enttäuschungen von seiten seiner Freunde und Feinde hat er immer wieder ausgeharrt, gekämpft und an den Menschen und die Menschheit geglaubt. Es war sein Charakter, sich nie von seinem grossen Ideale abbringen zu lassen und damit hat er allen freien Denkern und Kämpfern für eine vernünftige Ordnung ein Beispiel gegeben, das Nachahmung verdient.

Leider ist es dem D. M. B. nicht gelungen, seine hohen Ziele zu realisieren. Die Mächte der Dunkelheit gewannen mehr und mehr an Einfluss, pflanzten Irrtum und Hader und verwehrten dem Volke, zu einer vernünftigen Ordnung zu gelangen. Wer, wie die Kirche, von der seelischen Zerrissenheit, vom Irrtum und der Verworrenheit lebt, wer ein Staat im Staate bildet, dem kann an einer Ordnung der Vernunft nicht gelegen sein. Gerade die Nachkriegszeit hat in den Köpfen eine so namenlose Verwirrung angerichtet, dass es eine ungewohnte «Zivilcourage» brauchte, immer wieder dem Klerikalismus und der Reaktion entgegenzutreten. Wie 1906, so nahm in den Nachkriegszeiten die Arroganz der Kirchen zu, die Herrschaftsansprüche wurden immer lauter und unverschämter. Hat nun der Monistenbund umsonst gearbeitet? Nein, nicht umsonst, denn seine Kulturpolitik, der Ideen- und Problemgehalt seiner Schriften sind bestimmt für eine Politik auf «weite Sicht». Solange die Menschheit glaubt, dass «alles Leid der Welt nichts ist gegen die verheissene ewige Seeligkeit», solange ist keine Hoffnung vorhanden, dass die Vorherrschaft der Vernunft einmal platzgreife im privaten und öffentlichen Leben.» Wie sagt Heinrich Schmidt in seiner «Har-

Reuilletton.

Philosophische Literatur.

Prof. TH. HARTWIG: *Die Krise der Philosophie*. Michael Kachavalag, Prag. 1935. 104 Seiten.

Wir kennen Hartwig, wir kennen und schätzen seinen unbeugsamen Willen zu Klarheit und Wahrheit. Dieser Wahrheits- und Klarheitswille hat auch das vorliegende Werkchen geschaffen. Den äusseren Anlass zu dessen Abfassung bot der unglückliche Philosophenkongress in Prag vom September 1934, über den schon früher im «Freidenker» berichtet worden ist. In 8 klar geschriebenen Kapiteln — wir kennen Hartwigs kraftvoll zupackende Art im Sprechen und Schreiben — spricht sich der Verfasser zu den wesentlichen Referenten und Referaten jenes Kongresses aus. Die Grundstimmung, die das Büchlein durchwärmt, ist ein männlich-wackerer Protest, eine gesunde Auflehnung gegen alle die Verzerrungen, Unaufrichtigkeiten und Unwahrheiten, die an einem solchen Kongress von Berufsphilosophen zusammen- und vorgetragen werden. Diese Auflehnung aber ist Geist von unserem Geist, und in dieser Hinsicht kann der geschätzte Verfasser nicht nur unserer Zustimmung, sondern auch unserer Sympathie und tätigen Mithilfe versichert sein. Aber auch in der Würdigung des Gedankengehaltes und der Grundeinsichten werden wir weitgehend mit Hartwig gehen können: Wir bekämpfen mit ihm die Sinnlosigkeiten einer idealistischen

Philosophie, wir bekämpfen aufs schärfste jedes Eindringen theologischer Gedanken und Denkweisen in das rationale, auf Erkenntnis angelegte Denken und Arbeiten der Philosophie. Mit feinem Spürsinn geht H. allen den Ausflüchten und Fluchtversuchen der modernen Philosophie zu Gott, zum Nichts, zu einer transzendenten Phaenomenologie, zu abgrundtiefen Existenzlichkeiten und himmelhoch aufliegenden Idealismen nach, er stellt sich mannhaft den flüchtenden Philosophen entgegen, verlegt ihnen den Weg und verweist sie immer wieder und nachdrücklich auf die eine grosse und praktische Aufgabe, die die Stellung des Menschen in der Realität uns aufgibt. Flucht vor der Realität, das ist auch heute noch Sinn und Gehalt eines grossen Teiles der modernen Philosophie; wann und wo ersteht einmal der grosse Denker, der uns in der philosophischen Monographie «Die Flucht vor der Realität» die Gründe zu dieser Abkehr von allem, was Realität heisst, überzeugend aufdeckt? Wir fragen.

Einige Bedenken und Vorbehalte dürfen, nein müssen um der Klarheit willen hier noch kurz angeführt werden; es wäre durchaus entgegen dem Geist des Verfassers, wenn wir hier etwas verschweigen würden.

Hartwig ist gross, klar und überzeugend, wo er allen den Versteigkeiten und Ausflüchten der heutigen Philosophie die Realität mit allen ihren Nöten als dringlichstes Gegenstück entgegensetzt; er wird aber sofort etwas doktrinär, wo sein Realismus zu sammenschrumpft zum eigentlichen Marxismus. Die Folgerungen, die auf diesem ganz speziellen marxistischen Boden gewachsen sind,

monie»: «Keine dieser illusionistischen oder halluzinatorischen Methoden hat das Leid dieser Welt auch nur um einen Jota wirklich beseitigt. Sie waren bestenfalls «Opium für das Volk», das die Empfindlichkeit für das Leid abstumpfte und damit den aktiven Widerstand gegen das Leid verminderte. Womit jedoch nicht geleast werden soll, dass gegebenenfalls auch Opium wohltätig wirken kann.»

Neben den äusseren Hindernissen waren es aber auch viele innere, die die Verwirklichung der Ziele erschwerten. Ohne Groll, beinahe entschuldigend, konstatiert Heinrich Schmidt anlässlich der Jubiläumstagung 1931: «Persönliche Eitelkeit hat, wie in der Weltgeschichte, so auch in der Geschichte der Freigeistigen Bewegung, manche wünschenswerte und wertvolle Synergie verhindert.» Dass Heinrich Schmidt unter dieser Eitelkeit und dem Mangel an Zielstrebigkeit litt, geht deutlich aus nachfolgendem Ausspruch hervor: «Wie oft habe ich damals geseufzt, auf Grund meiner eigenen Erfahrungen in und ausser dem Bund: gebt mir hundert entschiedene Leute, die wissen, was sie wollen und die gemeinsamen Ziele in einheitlichem Geiste verfolgen — und ich will in einigen Jahren ganz Deutschland umkrempeln.»

Seinen letzten Vortrag am Monistenkongress 1931 schloss Heinrich Schmidt, trotz aller Reaktion, hoffnungsvoll mit folgenden Worten: «Hoffen wir, dass Wissenschaft und Leben dem Deutschen Monistenbund in den nächsten 25 Jahren eine ebenso reiche Fülle von Problemen aufgibt, und hoffen wir, dass seine Ideen und Ideale, die sich als wahr erweisen, das tätige Leben immer mehr befruchten.» Leider haben sich seine Hoffnungen nicht erfüllt. Die wirtschaftliche Not, die ideologische Zersetzung griff weiter um sich, und die Kirchen glaubten schon, die Beute sicher zu haben. Auch der Monistenbund litt unter den Zeitumständen. In einem Brief vom 11. April 1933 an mich entschuldigt sich Heinrich Schmidt über sein langes Stillschweigen. «Aber da waren allerlei Arbeiten und Sorgen, die mich nicht zum Schreiben kommen liessen. Diese Arbeiten und Sorgen haben jetzt ein vorläufiges Ende gefunden mit dem Entschluss des geschäftsführenden Vorstandes des Deutschen Monistenbundes, den Bund aufzulösen und das Erscheinen der Zeitschrift einzustellen.» Wer solange für eine Sache gekämpft hat, der kann den Schmerz ermassen, der in den nachstehenden Worten zum Ausdruck kommt. «Es war ein schwerer Entschluss, aber doch, wie ich glaube, ein richtiger, wenn auch ein gewisser Zweifel im Herzen zurückbleibt, der vielleicht darauf zurückzuführen ist, dass man nun 27 Jahre in dem Bund und für den Bund gearbeitet hat.»

Und heute ist Heinrich Schmidt tot. Leider! Doch nur

der Körper ist Erde. Wie sagt Epicharmos: Der Körper ist Erde, aber der Geist Feuer. Das Feuer seines Geistes wird alle Zeiten überdauern, denn nie wird es der Kirche und allen Dunkelmännern gelingen, die Vernunft in Ketten zu schlagen. Durch seine Arbeit als Wissenschaftler und Monist hat sich Heinrich Schmidt schon zu Lebzeiten ein bleibendes Denkmal gesetzt. Das Feuer seines Geistes wollen wir mutig weiter entfachen und dafür arbeiten, dass unseres verblichenen Freundes Ideale dereinst Wahrheit werden. Heinrich Schmidt lebt in Tausenden weiter, denen seine Schriften ans Herz gewachsen sind. Wenn wir in seinem Sinn und Geiste für eine wissenschaftliche Weltanschauung kämpfen, ehren wir seine Arbeit und lohnen durch Gesinnungstreue seine 27jährige Arbeit. Halten wir uns in den Zeiten der grössten Reaktion vor Augen, was Paul de Lagarde schreibt: «Wer immer in der Geschichte förderlich gewesen ist, ist zuerst Ketzer und Störenfried gewesen. Es muss jedem Volk daran liegen, alle irgend auftauchenden Ketzereien sofort in einem Brennpunkt zu sammeln: denn in diesen Ketzereien und, genauer gesprochen, in den Personen der Ketzer liegt die Gewähr des Fortschritts, und zwar dessen einzige Gewähr.»

Heinrich Schmidt lebt!

Walter Schiess.

Anpassung der Arbeitszeit.

Seit Jahren werden Versuche unternommen, mittels sogenannter Notstandsarbeiten die Arbeitslosigkeit zu beheben, oder doch auf ein erträgliches Mass zu beschränken. Bis jetzt haben jedoch alle Arbeitsbeschaffungen nur einen unzureichenden Erfolg gezeitigt. Während wenigen Monaten blieben etwelche «lokalisierte» Erleichterungen des Arbeitsmarktes festzustellen, worauf sich wieder die gewohnten Schwierigkeiten geltend machten. Im allgemeinen bekunden die verantwortlichen Behörden kein besonderes Bestreben, mehr als absolut notwendig, Arbeiten aus öffentlichen Mitteln ausführen zu lassen.

Bei den Notstandsarbeiten ist zu unterscheiden zwischen solchen, die einem unmittelbaren Bedürfnis entsprechen, und andern, die mehr für die «Zukunft» berechnet sind. In Bezug auf die letzteren lassen sich jeweils die benötigten finanziellen Mittel nur schwer aufbringen. Kostspielige Bauprogramme auszuführen, bloss zu dem Zwecke, Arbeitslose beschäftigen zu können, hat schliesslich keinen volkswirtschaftlichen Sinn. Zu beachten bleibt auch, dass der Arbeitslose, der Unterstützung bezieht, oft billiger zu stehen kommt, als der Notstandsarbeiter; mit ein Grund, der Behörden und weitere interes-

sieren können nicht mehr von allen seinen sonst so gutwilligen Lesern angenommen werden. Eine eigentliche philosophische Auseinandersetzung kann im Rahmen einer Buchbesprechung natürlich nicht erfolgen; nur andeutungsweise sei auf folgende Schwierigkeiten hingewiesen, in die uns nicht der Realist, sondern der Marxist H. einführt:

1. Mit vollem Recht bekämpft Hartwig jeden Apriorismus. Aber ist die Statuierung der ökonomischen Prozesse als Erstes und Letztes, von dem alles, auch die geistigen Prozesse abhängen, nicht wieder eine Art Apriorismus? Hartwig weiss und bekennt natürlich, dass alles zueinander in Wechselwirkung steht (p. 98) und dass somit wiederum die ökonomischen Prozesse nicht das Erste und Letzte sind, sondern auch sie wieder abhängig sind von andern Faktoren, dass es innerhalb der Realität überhaupt nichts Absolutes gibt — aber in der Bewertung geistiger Abhängigkeiten bekommen die ökonomischen Prozesse doch immer wieder die Bedeutung eines Apriori.

2. Folgerichtig wird dann auch das Gedankengut der einzelnen Philosophen sehr oft einfach aus ihrer sozialen Stellung abgeleitet. Diese soziale Stellung hat gewiss ihre Bedeutung, aber sie erklärt nicht alles, die Philosophie ist nicht nur der Reflex der sozialpolitischen Stellung des betreffenden Philosophen. Wie steht es doch mit dem von Hartwig postulierten eindeutigen Zusammenhang zwischen politischer Diktatur und einem diktatorisch regierenden, allmächtigen Gott? Mussolini pflegt in Italien einen ziemlich flauen Religionsbetrieb; seine Universitäten haben keine theologischen Fakultäten und sind nicht so verpufft wie die Universitäten der halb-

marxistischen Weimarer-Republik. Und die andern Diktatoren? Hitler und Stalin bauen mit Bewusstsein den Gottesbegriff ab oder haben ihn schon abgebaut.

3. Hartwig hat sich in frühern, anderswo erschienenen Aufsätzen gründlich mit dem Begriff und Problem der Dialektik befasst. Trotzdem bleibt nicht einzusehen, wie die Logik einmal durch die Dialektik ersetzt werden soll. Wenn Hartwig die eingebildete, auf Absolutheit und apriorische Unfehlbarkeit pochende Logik etwas demütigt und sie auf die rein menschlichen und empirischen Wurzeln auch des logischen Denkens hinweist, so sind wir ganz einverstanden. Aber die rein formale Logik unterdrücken, um einer Dialektik Platz zu machen, wohin soll das führen? Die Dialektik kommt, genau besehen, keinen Schritt näher an die Realität heran als die Logik; sie kann auch keinen Schritt tun, ohne von der Logik gestützt zu werden. Wollte sie sich wirklich einmal von der Logik befreien und «begrifflich fliegen lernen» (p. 24), so würde diese Dialektik zu einem nicht nur wertlosen, sondern auch gefährlichen Werkzeug werden; sie würde über Gegensätze und Unvereinbarkeiten hinwegsehen lassen, über die man aber nicht hinwegsehen darf, weil diese Gegensätzlichkeiten real vorhanden sind. Die Dialektik hatte einen Sinn bei Plato und noch bei Hegel; aber gerade für den Realisten — und alle Marxisten stehen doch auf dem Boden des Realismus — kann diese ganz auf idealistischem Holz gewachsene Denkweise nichts anderes sein als eine ars sophistica, disputatoria (Kant). Stimmt es den sonst so scharfsinnig-anti-theologischen Hartwig nicht nachdenklich, dass der grosse Theologe

sierte Kreise veranlasst, sich in Sachen Arbeitsbeschaffung nicht zu übereilen.

Auch die seit langem ersehnte neue wirtschaftliche Konjunkturperiode lässt auf sich warten. Alle etwa aufgetauchten «Silberstreifen» haben sich als trügerische Symptome erwiesen. Noch bleibt eine steigende Verschärfung der Krise, verbunden mit einer starken Zunahme der Arbeitslosigkeit, zu verzeichnen. Andererseits geht die technische Rationalisierung unbeeinträchtigten Schrittes ihren Weg weiter.

Hinsichtlich einer Einschränkung des Gebrauchs von Maschinen, was mancherorts in Vorschlag gebracht wird, sind solche Bestrebungen nicht in jedem Falle abzulehnen, solange wenigstens, als keine Aussichten für eine «soziale Rationalisierung» bestehen. Immerhin ist ein weitgehender Abbau der «Technik» zu vermeiden. Auch allgemeine kulturelle Erwägungen sprechen dafür, der durch Anwendung von Maschinen erreichten Arbeitszeitverkürzungen nicht verlustig zu gehen.

Ablehnung verdienen alle Anregungen, die ein Zurückgehen auf «mittelalterliche» Zunftordnungen befürworten. Ein solches Unterfangen bedingte, neben einem entsprechenden Abbau der Grossbetriebe, eine «Dezimierung» der Schweizer Bevölkerung um mindestens ein Drittel. Und gerade diejenigen Kreise, die mit solchen Vorschlägen aufwarten, wollen von einer Geburtenregelung nichts wissen.

Von den Versuchen, neue Absatzmärkte für die Exportindustrie zu gewinnen, sind bis auf weiteres keine grossen Erfolge zu erwarten. Alle von der Krise betroffenen Industriestaaten — und welche sind das heute nicht? — beobachten ein gleichgerichtetes Vorgehen. Zudem besteht für die Schweiz noch die besondere Schwierigkeit «japanische Konkurrenzmethoden» nicht selbst anwenden zu können, da sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf Qualitätsware richten muss.

Eng begrenzt sind ferner die Möglichkeiten zur Auswanderung. Manche Ueberseestaaten möchten lieber selber überflüssig gewordene Arbeitskräfte abschieben, statt weiterer Einwanderung die Grenzen zu öffnen. Gezwungenermassen bleibt vielen, welche Auswanderungspläne hegen, kein anderer Ausweg übrig, als im Lande zu verbleiben und hier ihr Auskommen zu finden versuchen.

In Anbetracht der erwähnten, wenig günstigen «äusseren» Umstände, eine fühlbare Behebung der Arbeitslosigkeit zu bewerkstelligen, lassen sich in vermehrtem Masse Stimmen vernehmen, die für eine Anpassung der Arbeitszeit an den derzeitigen technischen Standard eintreten, um so den Grössteil der Arbeitslosen wieder zurück in die Betriebe zu führen. Wo immer möglich, versucht man sich auch mit «Rückversetzungen» in die Landwirtschaft zu behelfen; doch in Wirklich-

keit ist die Aufnahmefähigkeit auf wenige Tausend beschränkt. Umlernungskurse finden statt — für Arbeitslose aus Industriezweigen, wo zur Zeit jegliche Voraussetzungen einer erneuten Konjunktur fehlen.

Wo die Frage einer Verkürzung der Arbeitszeit zur Diskussion gestellt wird, machen sich jeweils mannigfache private Interessen geltend, die sich fast ausnahmslos für Ablehnung einer solchen Reform aussprechen. Verwiesen wird darauf, dass bereits in vielen Betrieben «Kurzarbeit» zur Anwendung komme, weshalb eine weitere Beschränkung der Gewerbefreiheit in diesem Punkte eines realen Beweggrundes entbehre.

Bei einer gesetzlichen Regelung müssten auch die öffentlichen Betriebe mit einbezogen werden. Es bliebe, statt wie bis anhin 8 Stunden, eine «Norm» von 5 bis 6 Stunden zu beobachten. Wo immer es die Verhältnisse als zweckdienlich erscheinen lassen, müsste man zum Zweischichtenbetrieb übergehen, und zwar nicht nur in den Fabriken, sondern auch im Baugewerbe und in den Handelsgeschäften. Namentlich bei Arbeiten im Freien würde der Zweischichtenbetrieb eine gute Ausnützung günstiger Witterungsverhältnisse erlauben.

Landwirtschaftliche und kleingewerbliche Betriebe bedingten besonderer Bestimmungen; z. B. würden erst ab 6 beschäftigten fremden Arbeitskräften die gesetzlichen Vorschriften volle Geltung haben. In den übrigen Fällen wären entsprechende zweckdienliche Vereinbarungen zu treffen, die geleitet sind vom Bestreben, der landesüblichen Arbeitszeitsnorm möglichst nahe zu kommen. Sogenannten Familienbetrieben bliebe die Selbständigkeit weitgehend gewährt. Zu beachten ist, dass, wer seine 5 bis 6 Stunden in einer Fabrik oder anderem Geschäft arbeitet, noch diverse häusliche Verpflichtungen zu erledigen hat, die den Normalarbeitstag verlängern.

Noch fehlen diesbezüglich richtunggebende Erfahrungen. Bis jetzt sind erst in den Vereinigten Staaten Nordamerikas umfangreiche staatliche Massnahmen getroffen worden, die Arbeitszeit wieder einigermaßen dem technischen Standard anzupassen. Der «Roosevelt-Plan» verdient alle Beachtung. Zurzeit scheinen die Zustände in der Schweiz noch haltbar, keiner durchgreifenden Neuordnung bedürftig zu sein. Verglichen mit den U. S. A., wo 12 bis 14 Millionen Arbeitslose gezählt wurden, ergibt dies, bei prozentualer Berechnung nach der Bevölkerung, deren 400,000 für unser Land, während Ende 1934 «nur» rund 100,000 Arbeitslose registriert worden sind.

Ein schwieriger Punkt wäre die Regelung einer befriedigenden Anpassung der Entlohnung. Vor allem müsste mit einer längeren Uebergangszeit gerechnet werden. Mit Ausnahme

Carl Barth ziemlich genau dieselbe Dialektik als eine Denkweise, in der Ja und Nein zusammenfallen und in der alle logischen und realen Gegensätzlichkeiten eingeschmolzen werden — seiner durch und durch irrationalen Theologie zu Grunde legt? Aber Barth ist folgerichtig, er denkt dialektisch nur, wenn er seinen Blick von der Realität weg auf Gott richtet — und wir sollen nach Hartwig just dialektisch denken, wenn wir den Blick auf die Realität richten! Wird der moderne theoretische Marxismus mit seinem Dialektik-Kult nicht das Opfer eines Begriffs- und Wortgötzen, der, von Marx aus der Hegelschen Philosophie in den Marxismus herübergenommen, nun hier in einem fremden Element seinen ungesunden Spuk treibt?

Das sind einige wenige Bemerkungen. Sie richten sich, wie gesagt, an Hartwig als Marxist. Sie wollen die persönlichen und sachlichen Verdienste des Verfassers in keiner Weise schmälern, im Gegenteil, sie mögen dartun, wie starke Anregungen zu selbständigem Durchdenken und zu fruchtbaren Auseinandersetzungen von diesem kleinen tapferen, trotz einigen Bedenken wertvollen Werklein unseres verehrten Gesinnungsfreundes ausgehen. H.

ALBERT KANN: *Henri Bergson und meine Ideen*. Eine exakte Untersuchung der geistigen Priorität. Im Selbstverlag des Verfassers. Wien. 1935. 246 Seiten.

Ein offenbar unseren Gedankenkreisen nahe stehender, sonst leider uns unbekannter philosophischer Schriftsteller beschuldigt den grossen Franzosen Bergson des Plagiats. Die ziemlich umfangreiche Rechtfertigungsschrift will vor allem den Nachweis

erbringen, dass Bergsons 1932 erschienenes Werk «Les deux sources de la morale et de la religion» auf unrechtmässige Weise, nämlich ohne Urheberangabe, zwei vorher von Kann veröffentlichte Schriften ausgebeutet habe. Wir wünschen dem Verfasser, dass er zu seinem Recht komme, befürchten aber sehr, dass er mit seinen Darlegungen auf wenig Interesse stossen werde; Bergson, der inkriminierte Plagiator, ist selbst schon reichlich passé, und die Philosophie von heute hat ganz andere Sorgen. H.

Schöne Literatur.

Das grosse 1×1.

Auch VICKI BAUM, deren Romane «Helene Willführ» und «Menschen im Hotel» Weltberühmtheit erlangt haben, zählt zu den emigrierten schönen Geistern Deutschlands. Ihr neuester Roman, das grosse 1×1, ist im *Querido-Verlag* Amsterdam erschienen. In meisterhafter Darstellung erleben wir die romantische, nur viertägige Liebe einer jungen Berliner Frau, die durch den Tod der «Heldin» ein tragisches Ende findet. Drei Menschen, drei fein gezeichnete Charaktere, die von grosser Menschenkenntnis und seltenem psychologischen Verständnis zeugen, werden von diesem ausserordentlichen Liebeschicksal betroffen: Die feinfühlige und glücklich-unglückliche Evelyn, ihr Liebhaber, der reiche, lebensfrohe und nur oberflächlich empfindende Frank Davis und Evelyn's Gatte, der junge, strebsame Landesgerichtsrat Droste, der in seinem Berufe derart aufgeht, dass ihm dabei die feinem innern Regungen seiner Gattin entgehen. In Form und Inhalt ein kleines Meisterwerk, das sich würdig seinen erfolgreichen Vorgängern anschliesst. R. St.